

Osterzeit 2013 – kurz und gut – Propst Dr. Martin Schomaker, Bremen

Montag, 8. April

Ein Fenster nach Jerusalem

Ein junger Mann wird als Gefangener in das Land des Siegers verschleppt. Er hat ungewöhnliche Begabungen und sieht gut aus. Die Machthaber bestimmen: Der junge Mann soll am Königshof dienen, in dem Land, das für ihn fremd ist. Er ist tüchtig. So gelingt es ihm, zu hohen Ehren aufzusteigen. Es dauert nicht lange: Menschen in seiner Umgebung werden neidisch auf ihn. Die Neider hecken einen Plan aus, der Daniel – so heißt der junge Mann, von dem uns die Bibel berichtet – in Lebensgefahr bringt. Der Herrscher hatte verboten, den Gott, der in Jerusalem verehrt wird, in seinem Land zu verehren. Daniel weiß um die tödliche Gefahr. Die Bibel berichtet: „Als Daniel erfuhr, dass das Schreiben unterzeichnet war, ging er in sein Haus. In seinem Obergemach waren Fenster nach Jerusalem hin offen. Dort kniete er drei Mal am Tag nieder und richtete sein Gebet und seinen Lobpreis an seinen Gott, ganz so, wie er es gewohnt war.“

Die Bibel berichtet dann weiter: Schon während des Gebets umschlichen die Verfolger das Haus. Daniel lebt in einem Land mit einer für ihn völlig unverständlichen Religion. Er bleibt bei seiner Gewohnheit: Er sucht die Richtung nach Jerusalem. Diese Stadt ist nicht nur seine Heimat. Sie ist für ihn auch der Ort der Gegenwart des lebendigen Gottes. Dort wird Gott verehrt, der sein Volk aus der Knechtschaft in das verheißene Land geführt hat.

Daniel ist sicher: Die Fremde, in der er lebt, will ihn seinem Glauben, seinem Vertrauen und sich selbst entfremden. Er aber hält Tag für Tag Ausschau zum Ort seiner Verwurzelung. Er kann Jerusalem, den Ort seiner Verankerung, nicht sehen. Durch das offene Fenster sucht er die Richtung. Er weiß, dass Jerusalem da ist. Dorthin richtet er sein Gebet.

Diese Erzählung aus dem alttestamentlichen Buch Daniel lese ich als Christ. Mich erinnert dieser Text daran, dass auch für mich Jerusalem ein zentraler Ort ist. Im christlichen Glaubensbekenntnis sprechen wir, dass Gott „für uns und zu unserem Heil“ Mensch geworden ist. Wir bekennen: Jesus Christus „wurde für uns gekreuzigt unter Pontius Pilatus, hat gelitten und ist begraben worden, ist

am dritten Tage auferstanden nach der Schrift und aufgefahren in den Himmel“. Der Ort dieser zentralen Ereignisse ist Jerusalem.

Wer heute im Heiligen Land die christlichen Stätten aufsucht, findet an vielen Orten Inschriften mit dem Wort: Hic, das heißt übersetzt: Hier. Die Christen im Heiligen Land weisen auf einen konkreten Ort hin, an dem die bedeutenden Ereignisse stattgefunden haben. Es sind heute Orte lebendigen Glaubens. Menschen versammeln sich, um genau dort die Bibel zu lesen und zu beten.

Die Erzählung vom offenen Fenster im Obergemach des Hauses von Daniel und die Stätten im Heiligen Land heute erinnern mich daran: Gott hat sich in der Geschichte an konkreten Orten gezeigt. Auch heute leben Menschen aus der Kraft dieser Ereignisse.

Dienstag, 9. April

Gedenksteine

Das biblische Buch Josua beschreibt, dass Josua von Gott den Auftrag bekommt, das Volk Gottes in das verheißene Land zu führen. Am Westufer des Jordan lagert das Volk. Ihm wird für „morgen“ eine Großtat Gottes angekündigt. Und tatsächlich: Sobald die ersten Personen des Volkes Gottes mit ihren Füßen das Wasser des Jordan berühren, staut sich der Fluss am Oberlauf wie ein Wall, während das Wasser zum Toten Meer vollständig abfließt. Das ganze Volk zieht auf trockenem Boden völlig ungefährdet ans andere Ufer. Josua beschließt, in der Mitte des Flussbettes ein Denkmal zu errichten, das an dieses besondere Ereignis erinnern soll. Für jeden Stamm des Volkes Israel wird je ein Stein – also insgesamt 12 Steine – als Erinnerungszeichen aufgestellt.

Wenn später die Kinder ihre Eltern fragen: „Was bedeuten diese Steine?“, dann sollen die Augenzeugen antworten: Gott hat an dieser Stelle sein Volk Israel in das gelobte Land ziehen lassen. Trockenem Fußes konnten alle Menschen den Jordan durchschreiten. Wie Jahre vorher am Schilfmeer hat Gott auch hier den Fluss austrocknen lassen, damit Menschen in Freiheit leben können. Der Durchzug durch den Jordan erinnert und erneuert das ursprüngliche Ereignis des Exodus: Gott befreit sein Volk aus der Versklavung und führt es in Freiheit. Das Denkmal der Steine soll daran erinnern.

Die Bibel berichtet weiter, dass das Handeln Gottes in seinem Volk nicht immer lebendig blieb. Propheten traten auf und ermahnten die Menschen, Gott nicht zu vergessen. Der Prophet Ezechiel greift das Bild vom Stein auf: Gott reißt das Herz aus Stein aus unserer Brust und gibt uns ein Herz aus Fleisch; er legt seinen Geist in uns, damit Menschen nicht versteinern, sondern lebendig werden.

Die biblische Erzählung von den Steinen im Flussbett des Jordan erinnert mich an Steine, die wir aufgeschichtet haben in unseren Stätten und Orten. Mit Steinen haben Menschen Kirchen errichtet, die an die Großtaten Gottes erinnern sollen. Auch heute gilt: Ich kann meinen Glauben, mein Vertrauen auf Gott, nicht in Steine hauen. Sie können mich aber an Gott und seine

befreiende Botschaft erinnern und Menschen versammeln, die diesen Glauben verkünden und feiern.

Der Grund und Boden meines Glaubens ist die Person Jesus Christus. In ihm hat Gott seine Nähe zu den Menschen gezeigt. Aus Liebe zu uns ist Jesus gestorben – Gott hat ihn zum Leben auferweckt. Der Stein am Grab Jesu konnte die göttliche Lebenskraft nicht aufhalten. Das Leben ist stärker als der Tod. Dies bekennen Christen als den zentralen Gedanken unseres Glaubens. Die aufgeschichteten Steine der Kirchgebäude sind Zeichen für diesen befreienden Glauben.

Mittwoch, 10. April

Kind der Erde und des Himmels

„Kind der Erde“ und „Kind des Himmels“ wollte er sein, der Jesuitenpater Pierre Teilhard de Chardin. Er hatte eine leidenschaftliche Liebe zur Erde, die er mit einer tiefen Sehnsucht nach Gott verband. Den Glauben an Jesus Christus vermochte er nicht zu trennen vom Glauben an die Welt. Für ihn war das klar: Jesus Christus war ganz Mensch und ganz Gott, also Kind der Erde und Kind des Himmels.

Der junge Pierre Teilhard de Chardin hatte als Absolvent der Pariser Sorbonne und als Professor für Geologie am Pariser Institut Catholique eine glänzende wissenschaftliche Karriere vor sich. Doch als er in seinem Bemühen um eine Versöhnung von christlichem Glauben und Naturwissenschaft die Bahnen traditioneller Theologie verließ, schickten ihn seine Ordensoberen buchstäblich in die Wüste.

Er war in den asiatischen Steppen unterwegs – immer auf der Suche nach Spuren urzeitlichen Lebens. Teilhard de Chardin war an der spektakulären Entdeckung des sogenannten Peking-Menschen beteiligt, der vor mehr als einer halben Million Jahren das Feuer nutzte und Werkzeuge aus Stein herstellte. Teilhard gelang der Nachweis, dass die gefundenen Knochenreste tatsächlich von Menschen stammen. Diese Forschungsarbeiten machten ihn weltweit berühmt. Er leitete Forschungsreisen nach Indien, Java und Südafrika. Wenn er allerdings das Feld der Naturwissenschaften verließ und seinen christlichen Glauben in das Bild jener organisch aufgebauten und sich entwickelnden Welt einzubinden versuchte, wurde er von Oberen ausgebremst.

Pierre Teilhard de Chardin war ein weitsichtiger Denker. Er nannte sich selbst „Pilger der Zukunft“. Auch wenn nicht alle seine Entwürfe dem heutigen Forschungsstand entsprechen, so wird heute seine Lebensleistung deutlich: bei ihm verschmelzen die Treue zur Erde und die Liebe zu Gott zu einer einzigen Leidenschaft. Es ging ihm um den inneren Sinn der Evolution. So schreibt er: „Die Schöpfung hat nie aufgehört, wenn auch unmerklich, steigt die Welt ein wenig mehr aus dem Nichts“. In seinem Denken ist der Mensch in die Biosphäre alles Lebendigen eingebunden. Aufgrund dieser Gedanken lehrt er

den verantwortungsvollen und behutsamen Umgang mit der ganzen Schöpfung. Auch heute ist dieser Impuls aktuell.

Am 10. April 1955 – heute vor 58 Jahren, es war ein Ostersonntag – starb Teilhard de Chardin in New York, wo er in den letzten Jahren gelebt hatte, er: das Kind der Erde und des Himmels.

Donnerstag, 11. April

Stanislaus – Bischof von Krakau

In den ersten Oktobertagen ist es soweit: Eine Gruppe von Gemeindemitgliedern aus St. Johann und von Mitgliedern der katholischen Polnischen Mission in Bremen, die regelmäßig in der Propsteikirche St. Johann Gottesdienste feiert, startet zu einer gemeinsamen Pilgerfahrt. Unsere Vorbereitungen sind fast abgeschlossen. Wir werden als Höhepunkt der Fahrt den Ort Tschenstochau besuchen. Dort wird Maria als Patronin Polens verehrt. Auch unserer Vergangenheit werden wir uns stellen: Gemeinsam besuchen wir Auschwitz. Zum Besuchsprogramm gehört auch die Stadt Krakau. Der bereits selig gesprochene Papst Johannes Paul II. ist mit dieser Stadt eng verbunden. Dort hat er studiert, wurde Priester und hat als Professor unterrichtet. Bis zu seiner Papstwahl im Jahr 1978 war er Erzbischof von Krakau.

Für Christinnen und Christen aus Polen ist die Stadt Krakau von besonderer Bedeutung wegen eines weiteren Bischofs, der im 11. Jahrhundert lebte. Stanislaus von Krakau stammte aus adligem Geschlecht, genoss eine hervorragende Bildung, die ihn nach Gnesen, Paris und Lüttich geführt hatte. Als er nach Krakau zurückkehrte wurde er wenige Jahre später im Alter von 42 Jahren Bischof. Er nahm sein Amt sehr ernst, führte Reformen durch und förderte die Bildung der Menschen. Der König geriet über eine Provokation des Bischofs dermaßen in Zorn, dass er das Todesurteil über den Bischof verhängte und ihn töten ließ. Wegen dieses Urteils kam es zum Volksaufstand. Schon bald verehrten die Menschen in Krakau den hingerichteten Bischof Stanislaus als Heiligen. Er gilt als einer der polnischen Nationalheiligen; sein Gedenktag ist der 11. April.

Mit dem heiligen Stanislaus hatte ich mich bislang noch nie beschäftigt. Die Vorbereitungen für eine Fahrt, an der viele Menschen teilnehmen werden, die in Polen ihre Wurzeln haben, machen mich aufmerksam für das, was ihnen wichtig ist. Dem plakativen Satz: „Begegnung bereichert“ kann ich zustimmen.

Freitag, 12. April

Gottes Melodie

„Nehmt Gottes Melodie in euch auf“. Diesen wunderbaren Satz formulierte vor mehr als 1900 Jahren Bischof Ignatius von Antiochien. Um das Jahr 107 wurde er bei einer Christenverfolgung von seiner Bischofsstadt in Syrien nach Rom gebracht. Dort wurde er wegen seines christlichen Bekenntnisses hingerichtet. Auf dem Weg durch Kleinasien hatte Ignatius die Möglichkeit, an den Rastplätzen Briefe an die jungen Christengemeinden zu schreiben, die in der Nähe des Weges lagen.

An die Gemeinde in Ephesus, in der heutigen Türkei, schreibt er einen Brief, in dem er die Gemeinde mit einem großen Chor vergleicht. Ignatius schreibt: „Nehmt Gottes Melodie in euch auf. So werdet ihr alle zusammen zu einem Chor, und in eurer Eintracht und zusammenklingender Liebe ertönt durch euch das Lied Christi. Das ist das Lied, das Gott, der Vater, hört – und so erkennt er euch als die, die zu Christus gehören.“

Also: „Nehmt Gottes Melodie in euch auf“. Ignatius hat die Vorstellung, dass Gott für jeden Menschen eine Melodie des Lebens vorgesehen hat. Jeder Mensch tut gut daran, seine Lebensmelodie aufzuspüren. Ich kann mich fragen: Was ist meine Aufgabe? Was ist mein Beitrag für die Menschen heute? Wenn nun viele Menschen ihre je eigene Melodie aufnehmen, kommt es zu einem großen Chor. Dabei ist jede Stimme wichtig und verdient, wahrgenommen zu werden. In den Chören gibt es hohe und tiefe Stimmen, laute und leise Passagen. Das Stück wird erst dann schön, wenn sich alle beteiligen und das Gesamte im Blick behalten.

Samstag, 13. April

Das Halleluja von Händel

Es war im Jahr 1742 in London. „Der Mann ist ruiniert“, raunen sich die Leute zu. Der berühmte Georg Friedrich Händel, der groß gefeierte Musiker aus Halle, ist binnen kurzer Zeit aus der Mode gekommen. In Italien und in England hat er große Auftritte gehabt; es gelang ihm, in wenigen Jahren 40 Opern zu komponieren; er war aufgestiegen zum Leiter der „Königlichen Akademie der Musik“. Doch dann gelang nichts mehr.

Die letzten Opernaufführungen wurden zu einem Fiasko, die Gläubiger wollten endlich das vorgestreckte Geld, dann bekam der Künstler auch noch einen Schlaganfall im Alter von 52 Jahren. „Der wird wohl nie mehr komponieren können“, sagten die Leute in London.

Nachdem ihn der Schlag getroffen hatte, lag er monatelang gelähmt im Bett. Seine unbändige Lebenskraft war aber noch da. Er lässt sich nach Aachen ins Heilbad zur Kur bringen. Dort hält er täglich viele Stunden im heißen Wasser aus. Schon nach zwei Wochen kann er den gelähmten Arm wieder bewegen – es ging bergauf.

Er kehrte nach London zurück. Dort aber erlebt er Tiefschläge: Die Leute sind an seiner Musik nicht interessiert, die Gläubiger aber sehr wohl an seinem Geld.

Es war im Jahr 1742 in London. In seiner Verzweiflung zieht sich Georg Friedrich Händel zurück, isst fast nichts, lässt sich durch das Anklopfen an der Tür nicht stören, im „schöpferischen Wahnsinn“ komponiert er. Nach drei Wochen ist das Werk vollendet: das Oratorium „Der Messias“. Am Tiefpunkt seines Lebens verfasste er den Höhepunkt seines Schaffens: Ein eindrucksvolles Glaubensbekenntnis. Als bei der Uraufführung das heute so berühmte Halleluja erklingt, erheben sich die Menschen, es hält sie nichts mehr auf den Stühlen. Es heißt nicht mehr „Der Mann ist ruiniert“. Vielmehr erkennen die Leute die Genialität der Musik und feiern den Komponisten.

Am 14. April 1759, morgen vor 254 Jahren, starb der Komponist Georg Friedrich Händel. Sein Leben ist bemerkenswert. Am Tiefpunkt seines Lebens gelang ihm

der Höhepunkt seines Schaffens. Er glaubte an sich – und an Gott, wie das Oratorium „Der Messias“ bis heute eindrucksvoll zu Gehör bringt.